

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Als sie wiederkamen.

Von Theodor Thomas.

Mit der Genehmigung des Verfassers drucken wir hier ein Kapitel aus einem 1920 erscheinenden Roman ab.

Nun waren sie wieder daheim, nachdem sie sechzehn Jahre lang hinter den Mauern der Irrenanstalt geschmachtelt hatten. Ihre einstige Wohnung fanden sie dank treuer Freunde noch für sie bereit.

Was ihnen aber fehlte, waren Lebensmittel. Wie sie es früher immer getan hatte, nahm Gabriele den Marktfort, um ihre Einkäufe zu besorgen. Odemar begleitete sie, denn ihm war allein unheimlich in diesen Räumen.

Seltam — was sie schon gestern auf dem Wege vom Bahnhof nach ihrem Hause bemerkt hatten, nichts, fast nichts war in den Auslagen zu finden; was noch auffälliger war, es fehlten überall die Preise.

„Einige Pfund Kartoffeln möchte ich vor allen Dingen haben, ich sehne mich sehr danach,“ meinte Gabriele.

In dem Delikatessengeschäft suchten sie erst lange nach den Knollenfrüchten. Schließlich entdeckten sie oben, hinter den Regalen, unter Glas versteckt, so etwas, das wie Kartoffeln ausah. Aber merkwürdig: Diese trugen jede einen Streifen um den Leib, wie früher die Zigaretenschachteln. Sie sahen sich verlegen an. Sollten das wirklich welche sein?

Sie wandten sich fragend an die Verkäuferin.

„Freilich sind das Kartoffeln,“ sagte die. „Wissen Sie nicht, daß diese nur noch mit Banerolen verkauft werden? Um jedes Exemplar muß seit 1925 ein Steuerstreifen geklebt sein.“

„Warum denn das?“ fragte Gabriele.

„Kartoffeln sind als Luxus erklärt worden, deshalb steuerpflichtig. Das Stück kostet je nach Größe drei, vier bis fünf Mark.“

„Wir werden auf dem Rückweg nochmals rantommen.“

Die Verkäuferin sah den Beiden lange nach, sie konnte sich gar nicht erklären, warum die zwei sich so merkwürdig angesehen hatten; komisch fand sie das.

Gabriele und Odemar aber schritten weiter. In der nächsten Abteilung wurden Haushaltungsgegenstände feilgeboten.

Das erste, was ihnen in die Augen fiel, waren Händhölzer. In einer großen Schachtel lagen lauter einzelne von den braunköpfigen nützlichen Dingen.

„Bitte, reichen Sie mir eine Schachtel,“ sagte Odemar.

„Sie werden nur stückweise abgegeben, mein Herr,“ bekam er schnippisch zur Antwort, „und auch nur dann, wenn Sie andere Einkäufe tätigen.“

„Biswiel darf ich Ihnen für jedes Stück anbieten,“ fragte Gabriele, nun auch gereizt.

„Für diese hier 50 Pfennige, sie sind sicherer, wir haben auch schon welche zu 40 Pfennigen, die möchte ich aber nicht empfehlen.“

Wieder sahen sich die zwei Menschenfinder schweigend an, kauften aber nichts. Das Streichholzfräulein schien dem auch keine Bedeutung beizulegen.

Weiter hinten lockte Gabriele ein Geruch, beinahe wie Kaffee, sie verfügte sich also in den Raum, wo es Kaffeebohnen und Zucker gab. Beim Eintritt mußten sie fünf Mark Vergünstigungssteuer zahlen.

Wertwürdige kleine Schächtelchen standen auf den Tischen, so wie sie etwa um 1914 herum als Emser Pastillen verkauft wurden.

„Was ist in diesen Packungen?“ Odemar fragte einen Mann mit blick Brillengläsern, der dabei stand.

„Wir erklären es Ihnen gern, nur einen Augenblick.“

Nachdem sich mehrere Menschen um den Erklärer gesammelt hatten, begann er über die medizinische Wirkung des Kaffees zu reden, etwa wie der Professor von Helmedikamenten spricht. Zum Schluß sagte er, daß eine Schachtel mit 50 Bohnen für ein Jahr reiche. Diese koste einhundert Mark und fünf Mark für die Packung.

Es fanden sich keine Käufer, so daß der Ausrufser einen anderen Artikel zur Hand nahm.

Kleine, weiße, viereckige Stücke.

„Würfelzucker nannte man das früher,“ meinte Gabriele.

Der Erklärer aber tat so, als habe er irgendeine Zanderpeife. Er redete mit starken Worten über „Sukrana“, wie er das Produkt nannte, das hundertmal so süß sei als — mancher glaubte.

Jeder Würfel koste drei Mark. Hier wurde mehr gekauft; es schlen doch Leute zu geben, die ohne Zucker nicht leben können.

Unsere Beiden kamen aus dem Staunen nicht heraus. Schließ-

lich mußten sie aber doch etwas zu essen kaufen, wenn sie leben wollten.

Sie beschränkten sich auf ein Brot, für das man ihnen 200 M. abnahm, dazu etwas, das wohl zu ihrer Zeit „Strup“ genannt worden wäre, hier aber den Namen „Reichsbrotaustrich“ führte und 65 M. kostete. Das war alles, was sie kauften.

An der Kasse gab der Mann dann vierzehn Zwanzigmarkstücke hin. Die Kassiererin sah ihn groß an, dann fiel sie ohnmächtig um. Zufällig war der Inhaber des Geschäfts in der Nähe, der sie wieder zum Leben zurückbrachte. Erst jetzt sah er die 280 Goldmark auf dem Zahlbrett liegen. Er bekam einen Schreckkrampf, erholte sich aber so gleich wieder und fragte den erstauten Odemar, ob er glaube, er sei Rolfshild.

„Wieso?“ gab der verwundert zurück.

„Mein Herr“ — er stierte in der Stimme, „14 Golddoppelfronen entsprechen heute einem Kurs von über zwei Milliarden Papiermark, wo soll ich das Geld hernehmen? Ich kann Ihnen noch nicht auf eine Mark herausgeben. Bitte, bemühen Sie sich auf die Reichsbank. Oder nehmen Sie auf Kredit. Mein ganzer Laden steht Ihnen zur Verfügung.“

Nun war die Reihe des Wunderns an Gabriele und Odemar, die sich ansahen, wie zwei Wahnsinnige.

„Wir sind gesund geworden und die Welt ist verrückt!“ flüsterte Odemar der Frau zu. „Komm, mir wird unheimlich zumute!“

Sie nahmen Brot und Reichsausstrich und verließen wie die Fürsten das Warenhaus.

In ihrem Heim angekommen aber verfielen sie in ein hysterisches Lachen und Weinen, so daß die geängstigte Wirtin sofort die Schupo mobilisierte, die sie noch am selbigen Abend wieder wegbrachte, nicht ohne daß man die 25 Goldstücke, die sich in ihrem Besitz befanden, beschlagnahmte und sie der Staatskasse zuführte. Am anderen Tage meldete der Polizeibericht, daß gestern zwei eben erst aus der Landesirrenanstalt entlassene Leute schleunigst wieder hätten in Sicherheit gebracht werden müssen.

Das war das Schicksal Odemars und Gabrielsens, die sich nicht an unsere veränderten Zustände gewöhnen konnten und sich erst wieder wohl fühlten, als sie in das Asyl der Geisteskranken heimgeführt waren. Gegen das, was sie draußen gesehen hatten, erschien ihnen das Leben hier nicht halb so verrückt.

Ein Revolutionsdichter.

Von Johannes Reichelt, Dresden.

Publikumslaunen und Geldsackinteressen tyrannisieren die öffentliche Meinung. Mancher Erfolg ist ihr Knecht. Ernst Toller ist politisch belästet. Vorurteile verstopfen den Weg zu ihm. Das innerste Wesen des jungen Dichters blieb unverstanden. Er galt der breiten bürgerlichen Masse als der Blutrhytmiker der Räterepublik in München, der die erschossenen Geiseln auf seinem Gewissen habe.

Sein kurzes Schaffen, der Ausdruck unserer schwereren Tage, es ist deutlich, da es ehrlich seine Seele und die geistige Verfassung seines Volkes spiegelt. Politik schaltet hier aus. Menschentum und Dichtung bleibt. Ein paar Briefstellen des Dichters aus dem Jahre 1917 geben sein Wesen. „In letzten sechsschen Dingen müssen wir unsere Eintamkeit, d. h. unser Alleinklein mit Gott nicht „tragisch“, sondern freudig empfinden. . . .“ „Ich will das Lebendige durchdringen, in welcher Gestalt es sich auch immer zeigt. Ich will es mit Liebe umspinnen, aber ich will auch das Erstarrte, wenn es sein muß, umstürzen, um des Geistes willen. Ich will, daß niemand Einfalt des Lebens fordert, wenn er nicht selbst von sich weiß, daß er sein Leben einzuführen willens ist. . . .“ „Zu einer Erkenntnis, wie ich sie verstehe, muß man durch Not, Leiden an seiner Fülle, gekommen sein, muß geglaubt haben, „entwurzelt“ zu sein, muß mit dem Leben gespielt und mit dem Tode getanzt, muß am Intellekt gesittet und ihn durch den Geist überwunden — muß mit dem Menschen gerungen haben.“ Das ist Ernst Toller.

Wie ich zu Toller kam? Ich bin dem Zufall dankbar. Ober-schreiberbau. Ostertagel Bei 20 Grad Wärme lag ich auf der Veranda meiner verfluchten Pension, badete in Sonne, während drüben am Abhange ich durch mein Glas die Skifahrer im flimmernden Schnee beobachtete. Gegenfähe . . . Und neben mir liegt eine Dame und blättert in Briefen von Ernst Toller. Erst ist sie schau, laum, daß sein Name stiel. Aber dann, gereizt durch eine Bemerk-

fung, die den Menschen Toller mit dem Zerrbilde der öffentlichen Meinung kennzeichnete, beginnt die seine Diplomatie ihr Werk: Ich tausche einem Briefe aus dem Festungsgefängnis. Sie merkt die Anteilnahme. Ein Gedicht aus dunkler Zelle folgt. Die Blut und Farbigkeit packt mich. Ich verlange mehr und erlebe das Menschentum eines glühenden Idealisten. Die Bilder jagen sich. Man muß ihnen folgen. Er klammert sich an ein Stück blauen Himmels, das die Zelle mit Seligkeit erfüllt. Eine Welt, in der wir leben und die wir dennoch nicht erfüllen, bringt seine Sehnsucht getragen. Leid ist die Melodie. Haß und Liebe bis zum Wahnsinn gepetischt. Guten züngeln aus dem Inferno seiner verwundeten Seele. Eine Sinfonie des Leids, die ihre Quellen aus dem Alltag nahm. Zerrißen, gepetischt, stammend wie bitteres Gelächter, und doch schön in ihrer Sehnsucht und Stärke. Ein Edelmensch, der in seinem Sehnen nach Verströmung seiner Kräfte und Gluten schiffbrüchig wird, ein Aktivist, der dennoch ein Getriebener, Getragener, Duldender in dem Zeitströme wurde. Man darf seine Gedichte nicht mit dem althergebrachten Maßstab messen. Ihr Rhythmus ist Gefühl, strömende überflutende Blut, heißflüssige Wellen, die die Form zersprengen. Man mag sich zu Toller politisch einstellen wie man will, aber ein Gedicht von der inneren Größe und von der Wucht der Sprache wie das Zeitgedicht zu seinem Chorwerk „Der Tag des Proletariats“ ist ein wertvolles, dichterisches Zeitdokument, das auch zu einer späteren Generation sprechen wird.

Unser Weg.

Die Klöster sind verdorrt und haben ihren Sinn verloren,
Sirenen der Fabriken überschritten Besperklang,
Und der Millionen trotziger Befreiungsfang
Verstummt nicht mehr vor klösterlichen Toren.

Wo sind die Mönche, die den Hochenden zur Antwort geben:
„Erlösung ist Ascese weltener Stille.“ —
Ein Hungerschrei, ein diamantner Wille
Wird an die Tore branden: „Gebt uns Leben!“

Wir fohern nicht die Leiber auf gezähnten Schragen,
Wir haben andern Weg zu Gott gefunden,
Und sind nicht stammelndes Gebet die Stunden,

Das Reich des Friedens wollen wir zur Erde tragen,
Den Unterdrückten aller Länder Freiheit bringen —
Wir müssen um das Sakrament der Erde ringen.

Von seinen Gedichten im Manuskript kam ich zu seinen Dramen. Seine dramatischen Dichtungen sind Visionen, die von der Wirklichkeit wegführen. Allegorien, Leben und Sinnbild. „Die Wandlung“ und „Masse Mensch“ sind Gesinnungs- und Bekenntnisdramen, die kulturheilende Kräfte auslösen möchten. Dramen der Menschenliebe, die gegen blutigen Terror und Aufstachelung wider Masseninstinkte predigen. Die Geschichte des inneren Werdens seines Helden ist sein Schicksal. Der ehrlich Suchende und Kämpfende ist der Gestohene. Er wird zum politischen Dichter und schafft mit der Inbrunst eines religiösen Fanatikers. Aus seinen Tendenzdramen löst die Blut seiner Ueberzeugung. Ein heraufwühlender Massenschrei ist sein Chorwerk „Der Tag des Proletariats“. Um aber sein Dichten zu erfassen, muß man sein Ringen, sein Leben kennenlernen.

Mit 20 Jahren zog Ernst Toller, der junge Student der Nationalökonomie und Literatur als Freiwilliger ins Feld. Ein Jubeltelegramm über das Glück, daß es ihm gelungen war, dabei zu sein, trifft die Mutter im stillen Landsberg an der Warthe. Aus den Kämpfen im Priesterwald klingen aus seiner Feder seine Worte über deutsches Heldentum. Kameraden und Vorgesetzte stellen dem unerschrockenen und aufopferungsbereiten Soldaten Toller ein Zeugnis aus, das ihn als Menschen ehrt. Das Kriegserlebnis brennt in seinem Herzen. Er ringt nach Frieden. Ein Nervenzusammenbruch führt ihn in die Heimat. Der Zufall bringt ihn mit Friedrich W. Förster und Max Weber zusammen. Er kommt in den Kreis Berliner führender Sozialisten. Kurt Eisner wird ihm Programm. Sein Menschen- und Künstlerertum zeigt ihm Wege, die durch die Brandung der Politik gehen. Ernst Toller lauscht seinem Evangelium. Hat ein Landtag oder Reichstag stolzere, erlösende Worte über Kunst vernommen als einst der „Provisorische Nationalrat“ am 3. Januar 1919 durch Kurt Eisner? „Kunst erfordert ein ganzes Leben, größte Kunst erfordert sogar Verzicht auf das Leben. . . Der große Künstler ist besessen, er ist der Märtyrer seiner Kunst. . . Regieren ist eine Kunst. . . Der Gegenstand dieser politischen Kunst, der Stoff, an dem diese Kunst sich bewähren soll, ist die Gesellschaft, der Staat, der Mensch. . . Freiheit kann nur im Reich des Schönen gedeihen. . . Heute kann die Kunst nicht mehr ein Asyl für Verzweifelte am Leben sein. . .“ Das Klang dem jungen, seelenverwandten Toller wie Erlösung. Nur heraus aus der Passivität! Und so kam er von Kurt Eisners Menschen- und Künstlerertum zur Politik und blieb dennoch der Künstler. Eisner rief Toller zu sich nach München. Toller sitzt im provisorischen Nationalrat. Eisner wird erschossen. Toller lehnt die Wahl als Volksbeauftragter wiederholt ab. Die Räterepublik wird ausgerufen. Toller wird zum Vorsitzenden des revolutionären Zentralrats gewählt. Er nimmt an, um ordnende Gewalt zu üben. Er verhindert, daß das Revolutionstribunal Todesurteile ausführt; er versucht, mit dem gestohlenen Ministerium in Bamberg zu verhandeln; er befreit heimlich sechs Geiseln aus dem Keller des Luisenpark-Gymnasiums. Von den Seinen als Hochverräter erklärt, von der Regierung vor's Standgericht gestellt! Entwurzelt, im Drange zu helfen. Das ist wichtig zu wissen, um zu seinem innersten Wesen

zu gelangen. Sein Dichten und Leben ist selbst tragische Verstricktheit.

Es ist kein Zufall, daß ein Dichter wie Karl Hauptmann für den „Revolutionärdichter“ Ernst Toller zeugte. In beiden lebt die schöpferische Vision und das Evangelium der Sehnsucht. Ich muß der letzten Worte Karl Hauptmanns über Toller gedenken. Drei Tage vor seinem Tode trug er mir Grüße an den „Hochverräter“ im Gefängnis auf. Das Schicksal Tollers ging ihm nahe. Wir sprachen von der Erneuerung der Dichtung. Er kannte die glühenden Worte des dachtenden Revolutionärs. Er fand bewundernde Worte für den Idealisten Toller. „Die Zeitströmung trägt keine Ideale. Der Dichter ist noch blutjung. Wer weiß, ob nicht alle Positiv ihm einst nur Episode wird und er sich dann nur von seinen dichterischen Fähigkeiten leiten läßt. Dann wird sein Evangelium der Sehnsucht und des erlösenden Friedens in ihm sich selbst erfüllen und auf die Menschen ausströmen. Ich glaube an seine Sendung.“

Toller ist Metaphysiker und Mystiker zugleich, Sozialist und Ethiker. Nicht im Heimatboden wurzelnd, aber stark im Glauben an die Masse, an seine Brüder. Ein Sonnenstrahl scheint in die schmale Zelle, und eine Flut von Hochgedanken bringt ihn in Sonnennähe; eines Vogels Lied klingt von draußen in seine Zelle, und eine Sinfonie der Sehnsucht und Leidenschaft lodert in seinem Innern auf. Allverbrüderung macht ihn zukunftsfröh und stolz. Was Ernst Toller der deutschen Dichtung sein wird, ob seine Blut und seine Visionen verblaffen, wenn die stammende Gegenwart sie nicht mehr nährt, ob seine persönliche Freiheit ihm Erfüllung seiner Sehnsucht und Förderung seines Schaffens bringt, das wird sich zeigen, wenn die Zelle sich ihm öffnet.

Lebendes Licht.

Von Dr. W. Reichenbach.

(Nachdruck verboten.)

Die stillen Sunitage, in denen wir dem schwebenden Lichte der Johannisläuferchen träumenden Blickes folgen, zählen zu den schönsten, stimmungsvollsten Stunden im Jahre. Wäre dieses Licht stärker und strahlender, so würden wir uns vielleicht nicht nur an der romantischen Freude des schönen Anblicks genügen lassen, sondern es machen wie die Bewohner exotischer Länder, in denen die lippigere Natur Lebewesen schuf, die einen ungleich wirkungsvolleren Glanz zu verbreiten wissen, d. h. wir würden an eine praktische Verwendung dieses kostlos zur Verfügung stehenden tierischen Lichtes denken.

Zur Zeit der Eroberung Amerikas beobachteten die Spanier, daß verschiedene Käfer, vor allem der auf den Antillen heimische stark leuchtende Cucujo bei den Eingeborenen eine vielseitige Verwendung fanden. Das Licht dieser Käfer, das den Vorzug besitzt, weder durch den Wind noch durch den Regen verloscht zu werden, diente den Indianern zum Fischfang, zur Jagd und in Kriegszeiten sogar als optischer Telegraph. Noch heute hält man in der Gegend von Havana diese Insekten in feinen Drahtkäfigen und nährt sie mit Scheiben von Zuderrohr. Einen eigenartigen Festschmuck in Gestalt einer leuchtenden Maste verschafften sich die Eingeborenen, indem sie das Gesicht mit den leuchtenden Käfern einrieben. Von der Frauenwelt Mittelamerikas werden die Tiere noch jetzt in seine Tüllsäckchen eingenäht gleich leuchtenden Edelsteinen auf der Kleidung und im Haar getragen. Die ersten Missionare auf den Antillen bedienten sich des Lichtes der Käfer in Ermangelung von Kerzen zum Besen der Frühmesse. Ueber den Gebrauch der Käfer als Lampen berichtet Alexander von Humboldt wie folgt: „Zirka ein Duzend Cucujos in einer durchlöchernten Kürbisschale dienen in Hütten armer Landleute als Nachtlampen und wird das Licht schwächer, so darf man nur rütteln, wo durch das Vertieren der Tiere das Licht wieder weit stärker wird.“ Der große Naturforscher selbst bediente sich beim Besuch der Luftvulkane von Turbaco dieses lebendigen Lichtes als einer Art Sicherheitslampe, um einer Entzündung der brennbaren Gase vorzubeugen.

Weit verbreitet ist die Fähigkeit der Lichtentwicklung bei den Meerestieren. So sind die winzigen Leuchtierchen aus der Gruppe der Infusorien eine der Hauptursachen des Meerestleuchtens. Weiter gehören zu den Leuchtieren verschiedene Quallen und Ringelwürmer, die Feuerwalze, die Bohrmuschel u. a. m.

Sehr häufig finden sich Leuchtorgane auch bei den Bewohnern der Tiefsee. Nicht nur Fische, sondern auch Tintenfische und Krebse haben ihre Laternen. Der Bau und die Anordnung der lichtspendenden Organe ist außerordentlich mannigfaltig. Bei den einen Fischarten sitzen diese am Kopf hinter den Augen und werfen ihr Licht nach vorn, so daß sie den Weg des Fisches erhellen, bei anderen wieder steht ein Leuchtorgan auf der Stirn an einem langen Stiel, der vorgelappt und zurückgeschlagen werden kann. In einzelnen Fällen dürften diese Laternen, so weit sie in der Nähe des Maales sich befinden, zum Anlocken der Beute dienen; man hat nämlich beobachtet, daß um elektrische Lampen, die zur Nachtzeit ins Meer versenkt wurden, sich zahlreiche Tiere, Angehörige der verschiedensten Arten, versammelten.

Die Fähigkeit zur Lichterzeugung ist jedoch nicht allein auf das Tierreich beschränkt, sondern kommt auch im Pflanzenreich vor. Mit der Erforschung der leuchtenden Pflanzen hat sich neuerdings der Wiener Botaniker Professor Dr. Hans Wollast eingehend beschäftigt. Die Anregung zu diesen Studien bot ihm ein Besuch der Insel Java, wo gleich nach seiner Ankunft im botanischen Garten zu Buitenzorg ein kleiner weißer Hutpilz, dessen wunderbares blau-

Achgrünes Licht auf zwanzig Schritte als ein leuchtendes Sternchen zu sehen war, seine Aufmerksamkeit erregte.

Mit wenigen Ausnahmen handelt es sich bei den Lichtentwickelnden Pflanzen um Fadenpilze und Bakterien. So kennt man bis heute etwa vierzehn Arten leuchtender Hutpilze, von denen die Mehrzahl zu den Tropenbewohnern gehört. Unter den heimischen Arten, die leuchten, ist vor allem der Hallimasch zu nennen. Bei diesem leuchtet jedoch nicht der Hut, sondern das strangartige Mycel, das in schwarzen, reich verzweigten Fäden in unseren Wäldern faulende Baumstümpfe überzieht. Der Hallimasch ist auch, wie sehr mit Sicherheit festgestellt ist, die Ursache der Erscheinung des leuchtenden Holzes. Die Lichtwirkung geht nicht von der in Zerlegung befindlichen Holzmasse, sondern von den Pilzfäden aus.

Eine häufige, bisher aber merkwürdigerweise noch fast gar nicht beachtete Erscheinung ist das Leuchten verwesender Blätter. Auf Java fand Rollich, daß abgefallene Blätter des Bambus im Finstern ein mattes weißes Licht ausstrahlen. Ebenso leuchtet aber auch ein beträchtlicher Teil der Blätter unserer heimischen Wälder, z. B. das abgefallene Eichen- und Buchenlaub, wenn die Zerlegung so weit fortgeschritten ist, daß die braune Farbe in eine gelbliche oder weißlichgelbe überzugehen beginnt. Sehr gut zu beobachten ist das Licht, wenn man die Blätter in ein feuchtgehaltenes Glas bringt und sie in der Dunkelheit mit ausgeruheten Augen betrachtet.

Seit langer Zeit bekannt ist dagegen das Leuchten des Schlachtfleisches, das man ehemals als ein Werk der Zauberei oder spukender Geister ansah. Man kann das Leuchten leicht hervorgerufen, wenn man ein saftgroßes Stück Rindfleisch in einer Glasschale zur Hälfte mit einer dreiprozentigen Kochsalzlösung übergießt und mit einer Glasplatte bedeckt, in einem kühlen Raum aufstellt. Nach ein bis zwei Tagen stellt sich das Leuchten ein, zuerst in kleinen sternartigen Punkten, dann in größeren Inseln, endlich oft an der ganzen Oberfläche. Die Ursache des Leuchtens ist eine auf dem Fleische vorkommende Bakterie, das Bacterium phosphoreum. Dieser Spaltpilz findet sich regelmäßig in Schlachthäusern, Eiskellern und Markthallen, wo das neu ankommende Fleisch von ihm angesteckt wird.

In ähnlicher Weise wie das Schlachtfleisch leuchten auch tote Seefische und andere Seetiere. Die „grünen“ Heringe leuchten oft schon bei ihrer Ankunft im Binnenlande. In den Fischkellern von Triest strahlten, wie Professor Rollich schreibt, die vielen Körbe ein eigentümliches magisches, der Mondbeleuchtung vergleichbares Licht aus; die herumstehenden Knaben machten ihre Finger durch die Berührung mit den Fischen leuchtend und beschrieben mit den Fingerspitzen feurige Kreise in der Luft. Das Leuchten tritt beim Fleische wie bei den Fischen ein, wenn die Zerlegung eben beginnt und noch kein über Geruch wahrzunehmen ist. Leuchtendes Fleisch und leuchtende Fische können daher ohne gesundheitliche Schädigungen genossen werden.

Eine der allerwichtigsten Eigenschaften jedes lebenden Lichtes, sowohl des tierischen wie des Pilzlichtes, ist der Mangel an Wärmestrahlen. Das Ideal unserer Beleuchtungstechniker, ein Licht ohne Wärme, ein kaltes Licht zu schaffen, ist von der Natur im Lichte der Tiere und Pflanzen auf das Vollkommenste erreicht. Was die Farbe des Pilzlichtes betrifft, so ist diese bei den Fadenpilzen mattweiß, bei den Bakterien gewöhnlich grünlich, bläulich oder bläulichgrün. Das Pilzlicht ist stets ruhig, niemals hin- und herhuschend oder wallend. Im Gegensatz zu den Tieren, die in der Regel nur ganz kurze Zeit, einige Sekunden oder Minuten lang, und zwar mehr blitzartig auf äußere Reize hin zu leuchten pflegen, können Bakterienkulturen wochen- und monatelang ununterbrochen leuchten.

Die Stärke des Lichtes ist bei einzelnen Bakterienkulturen so groß, daß man es geradezu in Form einer „Bakterienlampe“ ausnutzen kann. Zu diesem Zwecke überzieht man die Innenfläche eines Glasobers mit einer Schicht Nährgelatine und insetz leichtere mit einer Bakterienkultur. Das Licht einer solchen Lampe ist zwar viel schwächer als das einer sehr kleinen Kerzenlampe, läßt sich aber für wissenschaftliche Versuche, für photographische Zwecke, ja selbst praktisch als Nachtlampe verwenden. Es gelang z. B., mittels des Bakterienlichtes verschiedene Gegenstände, eine Schillerbüste, ein Thermometer und Druckschrift zu photographieren. Strahlen von der Art der Röntgenstrahlen, die auch undurchsichtige Körper durchdringen, sendet das lebende Licht nicht aus. Es ist nicht unmöglich, daß es in Zukunft gelingt, durch geeignete Maßnahmen, wie durch die Zusammenführung des Nährbodens oder durch künstliche Zucht, vielleicht auch durch die Entdeckung besonders intensiv leuchtender Bakterienarten die Lichtstärke der geheimnisvollen Bakterienlampen noch erheblich zu steigern.

Das Badewesen einst und jetzt.

Von Anna Blos.

Es hat eine Zeit gegeben, in der man die Einflüsse von Luft und Wasser sehr fürchtete. Wir sehen heute noch in den Museen Waschküchlein in der Größe von Fintennäpfchen. Wir wissen, daß die berühmte Pompadour und andere Schönheits- und Leibeskünstlerinnen wohl eine Unmenge von Salben, Fetten, Schminken zur Erhöhung oder Erhaltung ihrer Schönheit anwandten, daß sie sich aber höchstens die Nasenspitze wuschen. Elise v. d. Recke erzählt, wie sie ihre ganze Kindheit hinter verschlossenen Fenstern verbringen mußte und gegen jeden Lufthauch mit dicken Schleiern geschützt wurde, daß ihr die Wohltat eines Bades ganz fremd war. Eine Frau wurde heilig gesprochen, weil sie sich niemals gewaschen hatte. Wir finden heute noch auf dem Lande, daß den ganzen Winter über niemals ein Fenster geöffnet wird. Der Luxus von Bade-

einrichtungen ist auf dem Lande noch ganz unbekannt, wenn nicht die Dorfjugend zuweilen im Dorfteich oder Bach herumplätschert. Wir finden auch Schöffer aus früherer Zeit mit allem erdenklichen Komfort eingerichtet, in denen es vollständig an jeder Badegelegenheit fehlt. Noch vor wenigen Jahren war für die ärmere Bevölkerung keine Möglichkeit zum Baden geschaffen. Wenn eine Hausangestellte freie Zeit beanspruchte, um zu baden oder gar die Badestube der Herrschaft benutzen wollte, so erregte das Empörung. Und doch heißt es, daß man die Kulturstufe eines Volkes sowohl nach dem Verbrauch der Seife wie wohl nach dem Gebrauch des Wassers zur Reinlichkeit beurteilen kann.

So finden wir denn auch bei den Kulturvölkern des Altertums nicht nur Badeeinrichtungen, sondern zum Teil auch religiöse Vorschriften über das Baden und Waschen. Im Alten Testament sind genaue Regeln über Waschen, Baden und Körperpflege aufgezeichnet. Die Inder hatten in jedem Tempel heilige Badaanstalten. In Griechenland waren in den Gymnasien Badaeinrichtungen, und die Bäder im Meer spielen bei Homer eine große Rolle. Auch im alten Rom wurde fleißig gebadet. Man kannte dort die Thermol- resp. Heißbäder. Reste solcher römischen Badaanstalten finden wir auch in Deutschland noch, z. B. in Aachen usw. In den vornehmen Häusern Roms waren Einrichtungen für warme und kalte Bäder für alle Familienmitglieder. Mit dem zunehmenden Verfall Roms wurden aus den Bädern, die ursprünglich zu Heil- und Reinigungszwecken gedient hatten, immer mehr Stätten der Unsitlichkeit und des äppigsten Luxus.

In Deutschland finden wir im Mittelalter eine hohe Blüte des Badewesens. Schon unsere Vorfahren hatten die Gewohnheit, viel im kalten Wasser zu baden. Das Reinlichkeitsbedürfnis wurde noch verstärkt, als die Deutschen in den Kreuzzügen im Orient die Wohltat warmer Bäder kennen lernten. Aber auch die durch die Kreuzzüge eingeschleppten Krankheiten, wie der Ausfall und die Syphilis, dienten zur Vermehrung der Badaeinrichtungen.

In den Städten war die Zahl der Badahäuser, worin die Arbeiter entweder umsonst oder für wenige Heller ein Bad bekommen konnten, sehr groß. Auch jeder Marktleben und jedes Dorf hatten eine Badestube. Bei den Handwerkern wurde es herkömmlich, sich jeden Sonnabend zu baden. Darum machten die Gesellen an den Sonnabenden früher Feiertage und erhielten in manchen Zünften ein besonderes „Badegeld“. Dieses wurde auch den Handwerkern bei Beerdigung ihrer Arbeit gegeben. In Regensburg war man, dem Stadtbuche gemäß, den Tagelöhnern kein Trinkgeld, wohl aber ein Badegeld schuldig. Auch für die Bejrungen war häufig „ein Kleines zum Baden“ vorgeschrieben, „und sollen sie dies Geld, das sie bekommen, wol verwenden, denn jeder Arbeiter, er so groß oder klein, muß reinlich sin und sei Körper reinlich halten; das tut auch der Seele gut“.

Auch für die Reinlichkeit der Armen wurde im Mittelalter gesorgt. In Frankfurt erhielten die Bürgermeister jeden Sonnabend eine Anzahl „Badeheller“, Marken, welche sie zum Eintritt in die öffentlichen Badahäuser an die Armen verteilten. Müßigtätige stifteten in den Städten liegendes Gut oder bestimmte Geldsummen, damit jährlich an ihrem Sterbetage armen Leuten ein Bad bereitet werde. Solche Stiftungen führten den Namen „Seelbäder“, denn die durch ein Bad und gewöhnlich auch durch ein Mahl und sonstige Spenden erquideten Armen gedachten an diesem Tage des Seelenheils der Stifter. In manchen „Seelbädern“ war bestimmt, daß den Armen alle Jahre viermal oder sogar acht oder vierzehn Tage ein Bad gereicht werden solle. In Nürnberg hatte die Zahl der Seelbäder im Anfang des 16. Jahrhunderts eine solche Höhe erreicht, daß der Beschluß gefaßt wurde, ferner derartige Stiftungen anderer wohlthätigen Zwecken zuzuführen. Sogar für die Schulkinder waren Bäder vorgeschrieben. Nach der Hamburger Schulordnung von 1480 sollten die armen Schulkinder an den Mittwochen ins Bad geführt werden, weil an den Sonnabenden die Bäder von Erwachsenen voll seien.

Außer den öffentlichen Badestuben waren in den Städten, auch in den Häusern einfacher Handwerker sehr häufig „Hausbadestüblein“, die zum Gebrauch der Familie und anderer Angehörigen des Hauses dienten. Badewäsche gehörte in der Garderobe jeder ordentlichen Handwerkerfrau zu „den nit entbehrlichen Dingen“.

Bald fehlte aber dann auch der Badeluxus ein. Es heißt: „Wirtshuser, Badestuben, Spil und Tanz sind gar vil besucht. Die Jungfern der Reichen in den Städten, insonderheit der reichen Kaufleute baden sich, trinken dann fremden Wein oder gepiranten Wein (Brantwein), baden wider und lassen sich salben. O der Schande ob solcher Weiblichkeit! In die Badstuben wird von solchen hübschen Henlein manch Schendlichkeit getrieben als auch in den Wirtshäusern.“ Man badete oft dreimal am Tage. In den Mineralbädern blieb man täglich bis zu zehn Stunden im Wasser. Man aß und trank während des Badens, trank sich gegenseitig zu und stimmte ernste und heitere Lieder an. Männlein und Weiblein badeten oft gemeinsam.

Mit der zunehmenden Armut nach dem Dreißigjährigen Krieg gab man allmählich die Gewohnheit des Badens wieder auf. Erst in unserem Jahrhundert hat man von neuem die Bedeutung des Badens erkannt. Leider ist auch hier infolge der Not der Zeit ein Rückschlag zu verzeichnen. In den Notwohnungen können selten Badaeinrichtungen eingebaut werden. Dazu kommen die enormen Kosten von Gas und Brennmaterial. Um so mehr muß man auf den Wert der Fluß- und Seebäder im Sommer hinweisen. Ebenso ist es erforderlich, daß der Wert der Luftbäder immer mehr erkannt wird.

Die Rolande. In nord- und mitteldeutschen Städten finden wir zuweilen wichtige Holz- und Steinbildsäulen, die einen Ritter mit Schwert und mitunter weitem Falkenüberwurf zeigen und kraftvolle Wahrzeichen der Stadt bilden. Aufgestellt sind diese Figuren meistens auf den Marktplätzen am Rathaus oder vereinzelt an anderen verkehrreichen Plätzen. Im Volksmunde nennt man sie sowohl Rolande als auch Rulandsäulen oder Rulandsfäulen. Die südlichste Linie, auf der wir diese alten Wahrzeichen treffen, dürfte von Neustadt am Hohnstein über Nordhausen und Halle nach Zerbst führen. Nördlicher sind die Rolande dann u. a. in Halberstadt, Quedlinburg, Magdeburg, Brandenburg, Perleberg und noch weiter im Norden Stendal und Bremen und schließlich in Holstein in Bramstadt und Wedel zu finden. Die Gestalt dieser Bildsäule ist in den einzelnen Städten verschiedenartig. Ungefähr gleiche steinerne Rolande, barhaupt mit Schwert, besitzen die Harzorte Quedlinburg, Halberstadt, Neustadt am Hohnstein und Quedenbergr. Den manierlichsten der Rolands-Familie besitzt zweifellos Nordhausen. Vor dem Krüge bekam dieser alljährlich ein neues bunifarbenes Gewand. Selbst die Boden erstahlen, trotz des vielhundertjährigen Alters, in leuchtendem tleschwarzen Glanze. Außerdem sorgt der über ihm angebrachte Schirm dafür, daß sein Kleid nicht so bald vom Regen verwaschen wurde. Der ritterlichste Roland dürfte der Bremer sein. Er steht groß und achtungsgebietend mit Schwert und Schild seit 1404 als Wahrzeichen der Stadt auf den ein wenig plumpen Füßen; ist aber sonst entchieden der bestgelungene der Brüder Roland. Brandenburg a. d. Havel weist einen Riesen der Rolands-Familie auf. Der Ritter mißt hier 5,60 Meter Höhe. Im allgemeinen fand die Errichtung der Rolandsfäulen im 15., 16. und 17. Jahrhundert statt. Der Ursprung und die Geschichte der Rolande ist noch nicht völlig aufgeklärt. Man geht aber in der Annahme kaum fehl, wenn man sie als Zeichen des Gerechtsamen oder als Marktrechtszeichen auffaßt. Allgemein bringt man den Roland der Karlsage mit diesen Bildsäulen in Verbindung. Wenn dieser Held Roland, um ihn der Nachwelt in getreuem Erinnern zu erhalten, an diesen Orten in Stein gehauen wurde, so erscheint dies einleuchtend. Dagegen steht nur die Kunde vom Stürzen und Wiederaufrichten der Rolande in Zeiten der Fehde. Hier zeigt es sich deutlich, daß wir es mehr mit Stadtwahrzeichen zu tun haben als mit Ausbeutungen, die lediglich an die Helde Sage anknüpfen.

Königlicher Dank. Von Krösus, dem letzten König von Lydien, und seinem sprichwörtlich gewordenen Reichtum, der freilich hinter dem Vermögen moderner Milliardäre sehr zurückbleiben würde, war in Nr. 22 der „Heimwelt“ die Rede. Wir verdanken die Mitteilungen über ihn hauptsächlich dem griechischen Geschichtsschreiber Herodot. Er erzählt noch von einem anderen schwerreichen Manne in Lydien, der seit Krösus Sturz zum Verfall gehörte, Pythios mit Namen, eine Geschichte, die gleichzeitig ein Licht auf den orientalischen Despotismus wirft. Im Jahre 480 vor Christi trat Xerxes, der allmächtige Perserkönig, seinen berühmten Zug gegen Griechenland an. Bei Sardes wurden der König und sein gesamtes Heer von Pythios gastlich aufgenommen und aufs beste bewirtet. Auch stellte Pythios ihm sein ganzes Barvermögen zur Verfügung, da er noch immer von seinen Sklaven und dem Ertrage seiner Landgüter zu leben habe. Xerxes lehnte dies in allergnädigstem Tone ab, versprach ihm auch noch einen Ehrenlohn aus seinem Schatze. Dies ermutigte Pythios, ihm bald mit einer Bitte zu kommen, deren Erfüllung dem König ein leichtes sei. Xerxes erklärte sie von vornherein für gewährt und forderte nun Pythios auf, zu sagen, was er denn begehre. Da berichtete Pythios: Er habe fünf Söhne, die alle zum Kriege einberufen seien und hätte nun untertänigst, daß der älteste daheim bleiben dürfe, um dem hochbetagten Vater in der Führung der Geschäfte zur Seite zu stehen. Das war wahrhaftig eine bescheidene Bitte und hätte schlimmstenfalls, wenn auch dem Worte des Königs zuwider, abgeschlagen werden dürfen. Xerxes aber geriet in den heftigsten Zorn und behandelte den Pythios als einen Hochverräter, der einen seiner Söhne dem Kriegsdienst entziehen wollte, während er selbst, der König, und seine ganze Verwandtschaft ins Feld gingen. Er erklärte dem Pythios, eigentlich hätte er und alle seine Söhne dafür den Tod verdient, doch wegen der erwiesenen Gastlichkeit wolle er noch Gnade für Recht ergehen und nur seinen ältesten Sohn töten lassen. Dies geschah denn auch. Die Leiche des unglücklichen jungen Mannes wurde mitten durchgeschnitten und die beiden Teile an die Seite des Weges gelegt, über den das Heer marschierte, so daß jeder Krieger sich an dem grausigen Anblick ein abschreckendes Beispiel nehmen sollte. Das war der königliche Dank für die großartige Gastlichkeit!

Erdkunde

Ein Kalender über 30 000 Jahre. Die Geologie hat schon seit einiger Zeit versucht, das Dunkel der vorgeschichtlichen Zeiten zu erhellen und bestimmte Angaben über die klimatischen Veränderungen vor vielen Jahrtausenden zu machen. Erst jetzt aber hat man für die Bestimmung solcher weit zurückliegenden Daten unerwarteterweise zuverlässige Anhaltspunkte gefunden, und so konnte der englische Meteorologe C. C. Brooks einen prähistorischen Kalender über 30 000 Jahre für Nordwesteuropa aufstellen, dessen einzelne Ergebnisse J. Edmund Clark in den „Naturwissenschaften“ mitteilt. Eine

Methode, nach der man den Abfluß der letzten kalten Periode zu schätzen suchte, war die Altersbestimmung der Schichten, die die Flüsse unterhalb eines Wasserfalls in solchen Gebieten, die früher von Eis bedeckt waren, in das Gestein eingeschnitten hatten. Nach der ersten und berühmtesten Schätzung dieser Art erkannte Charles Lyell dem Niagara ein Alter von 45 000 Jahren zu; spätere Berechnungen aber, die auf zuverlässigerem Beobachtungsmaterial beruhten, haben diese Zeitspanne auf ein Drittel verringert. Die Dokumente, die uns jetzt gestatten, nahezu Jahr für Jahr rückwärts zu rechnen, sind verschiedenartig und voneinander völlig unabhängig. Da kommen zunächst die Jahresringe in den Riesenbäumen des nordwestlichen Amerika in Betracht, dann die Schlammschichten, die das alljährlich eintretende Hochwasser des Nil in seinem Delta ablagert, hauptsächlich aber die jährlich erfolgten Niederschläge von dünnen Tonfichten, die als Ablagerungen ehemaliger Seen in Schweden erhalten sind. Durch die Verkettung der einzelnen Seeablagerungen miteinander ist hier die Möglichkeit geschaffen, die einzelnen Schichten in Beziehung zu setzen und das Klima für die letzten 30 000 Jahre zu erkennen. Die Riesenbäume geben einen ziemlich genauen Anhalt für die letzten 2000 Jahre und einen etwas weniger zuverlässigen für die letzten 4000 Jahre, während die Nilüberschwemmungen um wenigstens bis zum Jahre 4000 v. Chr. zurückbliden lassen. Noch wichtiger sind die nach Tausenden von Jahren zählenden Perioden, die man aus den Veränderungen der Höhe des Meeresspiegels ableiten kann. Etwa 6000 Jahre v. Chr. waren die britischen Inseln noch Teile des Festlandes; die heutigen englischen Seen und Buchten waren ausgedehnte Waldgebiete, und durch die Wälder, deren Stelle jetzt die Nordsee einnimmt, floß in großen Bindungen ein mächtiger Strom, dessen englische Nebenflüsse Themse, Wash und Humber, dessen deutsche Rheine, Weser und Elbe waren. Die innere Ostsee zerfiel in eine Kette von Seen, deren Abfluß mit einem Fall von 120 Meter durch das Kattegat erfolgte. Verschiedene Senkungen des Landes und des Meeresspiegels lassen sich durch die Kombination von geologischen, meteorologischen und botanischen Entdeckungen feststellen. Danach gestaltet sich der Kalender über 30 000 Jahre folgendermaßen: 1. 30 000 bis 18 000 v. Chr. arktisches Klima. Die letzte große Bergkälte, Nordwesteuropa gleicht dem heutigen Grönland. 2. 18 000—6000 v. Chr. strenges Kontinentalklima. Während die Eiszeit ihren Abschluß findet, sinkt das Land. Der Nil hört auf, Ries abzulagern. 3. 6000—4000 v. Chr. Kontinentalklima mit kalten Wintern und warmen Sommern. Torfschichten auf den britischen Inseln. 4. 4000—3000 ein warmfeuchtes Seeklima. Wohnstätten hauptsächlich herrscht die Zivilisation der neueren Steinzeit. 5. 3000 bis 1800 v. Chr. spätere warme und trockene Waldphase. Das Land ist höher als jetzt, die Waldentwicklung nimmt ab. Bronzezeit. 6. 1800 vor Christi bis 800 nach Christi kühles und feuchtes Klima mit Borenherrschaft der Torfmoore. Die Eiszeit beginnt. 7. 800 n. Chr. bis jetzt das Klima wird trockener und wärmer, jedoch mit Schwankungen; die Torfmoore nehmen schrittweise ab.

Naturwissenschaft

Die Himmelsziege. Die Namen, die der Volksmund Tieren verleiht, sind meistens außerordentlich treffend. Dies ist auch mit der Bezeichnung Himmelsziege der Fall, die das Volk für das Männchen der Bekassine gewählt hat. Wie in „Reclams Universalum“ erzählt wird, erzeugt nämlich dieser Vogel, wenn er in seinen Frühlingnächten aus hoher Luft in gewaltigen Sturzwellen herabschießt, einen eigenartigen Laut, der völlig dem Medern der Ziege gleicht. Dieser Ton wird aber von dem Vogel nicht mit den Stimmbändern hervorgebracht, sondern es handelt sich dabei um ein surrendes Geräusch, das entsteht, wenn ein Luftzug durch die gefächerten, in zitternde Bewegung geratenen Schwanzfedern des in einem bestimmten Winkel schräg herabstürzenden Vogels streicht. Das Weibchen der Bekassine läßt einen schwermütigen Laut ertönen, der etwa wie „Tüde-tüde“ klingt und dunkel in das Nachkonzert der gefiederten Sänger hereinklingt. Das Medern des Männchens aber geht plötzlich unermutet durch die Luft und erschreckt den ahnungslosen Lauscher, der diese Musik der „Himmelsziege“ noch nicht kennt.

Der Tisch.

Ein Tisch, weil er vierbeinig war,
Der schloß daraus ganz wasserklar,
Er wär' im Reich der Zoologie
Und eine Art von Lasttiervieh.
Und bildete sich darauf ein,
Er müsse auch mal müde sein,
Und streckte seine Beine aus,
O Graus!
Und legt sich höchstgemütlisch hin,
Sedoch der Mensch mit rohem Sinn,
Der packte ihn, o Sommer,
Und warf ihn in die Rumpelkammer.

Hermann de Witt.